

# Ein Knabe streift durch den Urwald

Betrachtungen zu dem Dokumentarfilm „Louisiana-Legende“

Bei Routinefilmen, gleich welcher Nationalität, scheint es mir wenig wichtig, sich allzu kritisch mit ihnen zu befassen. Wichtig dagegen ist die Stellungnahme zu Filmen, die eigene Wege gehen, neue Wege weisen und der Vergreisung zu steuern versuchen, die unweigerlich mit der Standardisierung verbunden ist.

So wie Rossellini mit „Paisà“ und anderen Filmen durch Spruch und Widerspruch neues Leben weckte, so tat dies schon drei Jahrzehnte vor ihm Robert Flaherty, als er den Dokumentarfilm „Nanuk der Eskimo“ schuf. Später festigte sich dann sein Ruf mit dem unvergeßlichen Film „Die Männer von Aran“.

Nun steht Robert Flaherty, der deutsch-irisch-amerikanisches Blut in seinen Adern hat, an der Schwelle des Greisenalters, aber er hat sein Job noch nicht aufgegeben, da es ihm nicht Beruf, sondern Berufung ist. Als letzte, im Garten der weiten, bunten Welt gereifte Frucht (bei ihm wächst alles organisch und langsam, denn er ist ein Gärtner) bietet er uns, gelegentlich eines Deutschlandbesuches, den Film „Louisiana-Legende“. Er hat damit die nordische Welt der beiden ersten Filme verlassen und sich in die äquatorische Welt begeben, in das Delta des Mississippi. (Auch sein „Elefanten-Boy“ war schon in den Tropen beheimatet.)

Wer nun den Film „Louisiana-Legende“ genießen will, muß eine grundlegende Fähigkeit mitbringen, nämlich episch zu erleben. Das Dynamische im Sinne eines unablässig gesteigerten Tempos geht diesem Film ab, weil es, ganz bewußt, nicht gesucht wurde. Wer einen der umfangreichen historischen (und berühmt gewordenen) Romane angelsächsischer Tradition zu genießen vermag, ist a priori der Zuschauer für diesen Film. Wer dagegen, wie ein durch zwei verlorene Kriege gepeitschtes Volk gleich dem deutschen, die innere Ruhe und Geduld dazu nicht aufzubringen vermag, der wird — in manchen monologischen Partien — ein wenig die Geduld verlieren. Hier ist übrigens das Kriterium für die Verkäuflichkeit des Films.

Damit soll aber nun in keiner Weise ein negatives Urteil abgegeben werden, ganz im Gegenteil. Es läßt sich feststellen, daß der deutsche Zuschauer zunächst einmal verwundert aufblickt, wenn die zeitlose Ruhe der ersten Bilder ihn überfällt, und es läßt sich weiter sagen, daß Flaherty eine geradezu zauberhafte Hand hat, um den hiesigen Zuschauer über das Zauberhafte des Milieus — fließende Wasser

unter schleifenden Lianen — in sein Tempo hineinzu zwingen. Hier spricht er die Sucht nach dem Ungewöhnlichen (eben die romantische Ader) in uns an. Wenn dann aber erst der „echte“ Knabe, der sympathische Junge, der hier auf Abenteuer ausgeht, in Erscheinung tritt, der der — einzige — rote Faden in der Erscheinungen Flucht ist (und den Flaherty sich zum Zwecke fand), so ist der deutsche Zuschauer gefangen. Fast möchte er dann wün-

schen, daß dieses zeitlos fließende Leben — unter dem es gleichwohl von Krokodilen wimmelt — nie mehr ende.

Dann aber tritt ein neues Thema in diesem Film auf, das der Ölsuche, und es bohrt sich (so möchte man fast sagen) ein Olturm immer obstinater in diesen Zauberwald, und damit verwandelt der Film sich in einen Dokumentar-Lehrfilm, den auch die Russen hätten drehen können.

Und damit lockert sich unser Interesse mehr und mehr. Denn nun kann man das Wesen dieses zauberhaft begonnenen Streifens rational erfassen, und plötzlich sind wir aus dem Zauberwald zurück, im rastlosen Streben und Raffan unserer Zeit.

Ein tröstlicher Film, der uns, endlich, schmerzlich auf uns zurückwirft.

Hans Schaarwächter